

„Fragt man nach jener Mitte ciceronischen Wesens, auf die sich all sein Handeln beziehen läßt, nach dem Wert also, der so im Zentrum seiner Person steht wie die pietas in dem des Aeneas ... so wäre dies zunächst einmal die Humanität: jene Herzengüte und Einfühlsamkeit, die den Anspruch des andern am eigenen Anspruch ermißt ... Nächst dieser Idee der humanitas steht in ihm die des Rechtes, und zwar ein Rechtsbegriff, der sich zwar auch gebunden weiß an die Wahrung der Formen, viel mehr aber noch an die redliche Auslegung seiner naturrechtlichen Gehalte und eigentlichen Willensmeinungen unbeeinflußt von äußeren Opportunitäten“ (S. 97 f.).

Seel hat in seinem Cicero-Werk bewußt auf alles gelehrte Beiwerk verzichtet und sich nur auf die notwendigen Quellenbelege beschränkt. Bei der reichen Fülle der behandelten Personen und Einzelfragen wäre ein Index erwünscht. Wenn sich der Verfasser auch an einen weiteren Leserkreis wendet, so schuldet ihm doch besonderen Dank, wer sich im Studium und Unterricht als Philologe und Historiker mit Cicero und seiner Zeit beschäftigt. Gerade dem Lehrer zeigt Seel, wie jene ferne Epoche, die einmal brennende Gegenwart war, der Jugend nahezubringen ist. H. Wersdörfer S.J.

Jaeger, Werner: Die Theologie der frühen griechischen Denker. (303 S.) Stuttgart 1953. Kohlhammer. DM 16,80.

Der Fachwelt und den Freunden der Antike schenkt W. Jaeger eine meisterhafte Neuinterpretation der „Vorsokratiker“. Das Werk, dessen Methode sowohl vom Philologen wie vom Humanisten geprägt ist, der weiß, daß nicht die bisher weithin bevorzugte naturwissenschaftliche Methode, sondern einzig allein geisteswissenschaftliches Begreifen die spezifische Form der frühgriechischen Denker verständlich machen kann, behandelt für die Zeit der „Vorsokratiker“ bis zu den Sophisten die Frage des Entstehens der natürlichen Gotteslehre und die des Ursprunges der Gottesidee. Die natürliche Gotteslehre dieser Zeit begründete das Göttliche nicht, sondern unter Voraussetzung der Realität suchte sie nach der Gestalt des Göttlichen. Solange der Mythos Erkenntnismittel war, kam es zu einer Vielheit der Gottesvorstellung (Homer, Hesiod). Die Frage nach dem Wesen des Göttlichen lag nicht im Problembereich der mythischen Theologie. Der Prozeß der Neuformung und der Auflösung der Götterwelt begann mit den milesischen Naturphilosophen, als der Mythos vom Logos abgelöst und die von der eigenen Erfahrung vorgefundene Wirklichkeit Ausgangspunkt wurde. Auf das, was ein jeder der archaischen Denker als Urgrund erfaßte, wurde sowohl die der Zeusidee zugrunde liegende Anschauung des All-

göttlichen übertragen wie auch alle jene „Vollkommenheiten“, die von den Göttern der Kultreligion ausgesagt wurden. Die Erkenntnis von der Göttlichkeit der Seele (Orphik), wies den Weg zu einem geistigen Gottesbegriff. Die Entfaltung des Seelenbegriffes bedeutete den Durchbruch zu einer Welt höheren Seins mit neuer Erfahrung und neuer Gewißheit des Göttlichen, was Plato vollendete. So wurde das Problem von der Einheit in der Vielheit durch das von Geist und Natur vertieft und die Voraussetzung für einen transzendenten Gottesbegriff geschaffen. Die Philosophie der Vorsokratiker, die Theologie und Kosmogonie verbindend alle Erkenntniskräfte zur Ergründung des Wesens des Göttlichen einsetzte, bezeichnet Jaeger als „modus deum cognoscendi et colendi“ (198, 199).

Als zur Zeit der Sophisten die Erkenntnis von der Menschennatur als eines Teiles des Universums ins philosophische Bewußtsein trat, entstand auch die Frage nach dem Ursprung der Gottesidee. Ihre Erklärungen, die von der „Natur des religiösen Subjektes“ (214) ausgingen, umfaßten „alle Schattierungen, von der positiven Verteidigung der Religion als weiser und staats-erhaltender Naturanlage des Menschen bis zur Auflösung ihrer ganzen Vorstellungswelt in subjektive Impressionen oder gar betrügerische Fiktion“ (214).

K. Ennen S.J.

Soreth, Marion: Der platonische Dialog Hippias Maior (Zetemata, Monographien zur klassischen Altertumswissenschaft, Heft 6). (64 S.) München 1953. Beck. DM 6,50.

Das Problem der Echtheit des Größeren Hippias, die im Gegensatz zum Altertum namhafte Vertreter der Platophilologie seit Schleiermacher und Ast anzweifeln, ist Gegenstand vorliegender Dissertation. Da nach dem Zeugnis hervorragender Platokenner der Sprache des Dialoges nichts Fremdartiges anhaftet, muß von Inhalte her eine Lösung der Echtheitsfrage versucht werden (4). Die Ausführungen des Verf., die dem Gang des klar gegliederten Gespräches folgen, überzeugen sowohl in der Widerlegung der von den Gegnern der Echtheit vorgetragenen Bedenken wie auch in der Darbietung der eigenen Meinung, daß nämlich Hipp.mai. über den Dialog Euthyphron hinausgeht, sich dem Phaidon nähert und „ein entscheidendes Glied in der Entfaltung zu der sogenannten Ideenlehre hin“ (64) ist.

Nun hätte der Verf. seine Auffassung, daß es „weniger kompliziert sei, anzunehmen, der Dialog sei von Platon geschrieben“ (49) noch eindrucksvoller bekräftigen können. Das konnte zunächst geschehen, indem mit Hilfe der Erkenntnisse der heutigen Sprach-

psychologie und Sprachphilosophie die Tatsache vom platonischen Charakter der Sprache in den Dienst der Echtheitstheorie gestellt wurde. Ferner hätte sowohl eine erkenntnistheoretische Interpretation von 297 d 8 — 304 a 3 wie ein Eingehen auf die den Dialogen der Frühzeit eigene Definitionstechnik tief in platonische Gedankenwelt geführt. Diese Definitionstechnik wird man wohl schwerlich mit den Mitteln der gewöhnlichen Schullogik begreifen, sondern sie muß von der strengen Proportionslehre, der sog. „anthyphäretischen Logoslehre“, her verstanden werden, die das Auffangen von irrationalen Verhältnissen zwischen zwei Folgen von rationalen versucht. Anders verhält es sich mit der „Diairesis“ der Spätdialoge, die mit ihrer feinmaschigen Beziehungslogik nur von der Eudoxischen Logoslehre her verständlich ist.

K. Ennen S.J.

Weis, Hans: Bella Bulla. Lateinische Sprachspielereien. Zweite Auflage. (202S.) Bonn 1952, Ferd. Dümmler. Pappband DM 7,80.

Ein ganzer Sprudel „blinkender Bläschen“ — so etwa könnte man den Buchtitel lautmalend wiedergeben — perlt hier zum Vergnügen des Lateinfreundes spritzig und geistvoll aus dem Quellgrund einer durchaus nicht „toten“, sondern, wie man sieht, quicklebendigen Sprache, als die sich unser gutes, altes, einst völkerumspannendes Latein noch heute bewährt. Merkverse, Wortspiele, Rätsel, Inschriften, Lautmalereien, Scherze und noch manches andere mehr ist zusammengetragen, um den Leser auf ebenso angenehme wie bildende Weise zu unterhalten. Ein paar Randbemerkungen: Zum Jägerspruch S. 13 lautet eine Variante (mit allerdings schauerlicher Betonung): „Reminiscere — Putzt die Gewehre!“ — Die Anfänge der Sonntagshoren aus Ps. 118 (S. 153) werden boshafterweise auch auf die Amtsführung kirchlicher Oberer angewandt (von den „Seligkeiten“ des Anfangs bis zu den „mirabilia“ am Ende), doch macht die neue Psalmenübersetzung diesem ruchlosen Mißbrauch einen Strich durch die Rechnung. — Vom Rätsel nr. 105 ist wohl die Lösung (S. 150), nicht aber das Rätsel selbst gegeben.

A. Koch S.J.

Biographien

Sendtner, Kurt: Rupprecht von Wittelsbach, Kronprinz von Bayern. Auf Anregung und unter Förderung und Mitarbeit von Dr. Otto Kolshorn. (762 S. mit 41 Bildtafeln und 13 genealogischen Tafeln). München 1954, Richard-Pflaum-Verlag. Ln. DM 28,—.

Als würdige Gabe zum 85. Geburtstag des bayerischen Kronprinzen erscheint diese vor-

nehm ausgestattete, mit Bildbeigaben reich versehene Biographie, die den Leser dank der Einläßlichkeit der Darstellung und der Fülle des beigebrachten Quellenmaterials zugleich ein gut Stück bayerischer Geschichte der letzten hundert Jahre miterleben läßt. Zeigen die ersten Kapitel die Verwurzelung dieses Lebens im „neuen Bayern“ des 19. Jahrhunderts, so offenbaren die folgenden „Kronprinz und Kunst“, „Heerführer im Weltkrieg“, „Friedenspolitik im Kriege“ dessen Spannweite, während die Abschnitte über das Ende der bayerischen Monarchie und die Folgezeit bis zu „Tyrannis und Exil“ im Dritten Reich für den bayerischen Thronfolger von einer Tragik erfüllt sind, die nur „höchster Anstand, höchste Korrektheit, höchstes Pflichtbewußtsein“ (Fürst Eugen Oettingen, S. 559) so bestehen konnte, daß sie den Träger des Kronanspruchs in den Wirren einer aufgewühlten und unsicher hin- und herschwankenden Zeit nicht zerriß, sondern im Gegenteil zu jener menschlich-fürstlichen Größe reifen ließ, die des sichtbaren Symbols der Krone nicht bedarf, weil sie die höhere Legitimation dazu in sich selbst trägt.

A. Koch S.J.

Nicolson, Harold: Georg V. (646 S.) München 1954, C.H. Beck. Ln. DM 32,—.

Das hervorragende Werk des englischen Diplomaten, Historikers und Schriftstellers Nicolson über das Wirken des englischen Königs Georg V. hat für den deutschen Leser eine dreifache Bedeutung. Zunächst gibt es auch dem Kenner der englischen Geschichte eine Menge wertvoller Aufschlüsse über die bewegenden Kräfte und die Hintergründe bei politischen Ereignissen in England selbst. Über die Rückwirkung der bolschewistischen Revolution auf die Labour-Partei, über die Entwicklung der irischen Frage und die Berufung der ersten sozialistischen Regierung werden interessante Angaben gemacht. Zweitens versteht man aus der Darstellung Nicolson's die eigenartige Stellung der englischen Monarchie, die er in den schon oft zitierten Worten umreißt: „König Georg V. bestieg am 6. Mai 1910 den Thron und regierte fast 26 Jahre lang. In diesem Vierteljahrhundert erlebte die Welt, wie fünf Kaiser, acht Könige und achtzehn kleinere Dynastien von der Bildfläche verschwanden. Die britische Monarchie jedoch ging aus den Wirren fester gefügt hervor, als sie es je zuvor gewesen war.“ Ein Zitat, das man, entsprechend abgewandelt, nach dem zweiten Weltkrieg wiederholen könnte. Und drittens erfährt man aus der objektiven und leidenschaftslosen Berichterstattung Nicolson's so manches über die zum Unglück gescheiterten Versuche einer deutsch-englischen Verständigung und über die hierbei auf der deutschen Seite gemachten Fehler. Die Schaffung einer großen deutschen Kriegsflotte nach den Wünschen des Kai-